

(Nachdruck verboten.)

561

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Ueber dem Haymarket hing noch ein Hauch des mitternächtlichen Lusters. Sarah ging jetzt Shaftesbury Avenue hinauf, und von der Ecke der Dean Street sah sie nach, ob die Läden an Esthers Haus schon offen waren. Sie glaubte zuerst ja, dann sah sie, daß sie sich geirrt hatte. Es blieb ihr nichts andres übrig, als noch zu warten, und sie blieb auf den Stufen des Royalty-Theaters sitzen und wartete.

Jetzt schien schon die Sonne hell, und sie betrachtete die Droschkenpferde und den Jungen, der vor dem „Kings Head“ die Laterne putzte. Sie blieb ganz still sitzen. Ihre einzige, letzte Hoffnung ruhte jetzt in Esther. Esther würde sich sicherlich ihrer erbarmen, dachte sie; aber trotzdem wagte sie es nicht, sogleich direkt in den „Kings Head“ zu gehen, sondern machte ein paar Schritte die Straße hinauf und kam dann zurück. Jetzt hatte der Junge ihr den Rücken zugewandt, sie wagte es, durch die offene Thür einen Blick in das Lokal zu werfen. Es war niemand im Gastzimmer, und sie mußte noch einmal nach den Stufen des Theaters zurückkehren. Eine lärmende Kinderschar spielte jetzt dort und machte ihr durchaus keinen Platz zum Niederlassen; sie war zu müde, darum zu bitten, und ging lieber noch einmal die Straße hinauf und hinab. Als sie zum zweitenmal in das Gastzimmer blickte, sah sie Esther darin.

Sie ging hinein.

„Was, Du, Sarah?“

„Ja, ich bin's.“

„So komm doch herein. Wie kommt es, daß wir Dich so lange nicht gesehen haben? Ist etwas passiert?“

„Ich bin die ganze Nacht auf der Straße gewesen. Bill hat mich heute gegen Morgen rausgeworfen; seitdem laufe ich in den Straßen umher.“

„Bill hat Dich hinausgeworfen? Bill — Dich? Was heißt das? Ich verstehe nicht!“

„Du weißt doch, Bill Evans, der Mann, den wir beim Derby trafen — da fing es an — nach dem Mittagessen damals brachte er mich nach Hause und — na — seitdem sind wir zusammen gewesen.“

„Großer Gott! Nun komm — komm — erzähle mir nun aber alles!“

Sarah lehnte sich, müde wie sie war, gegen den Schanktisch und erzählte, wie sie ihre Eltern verlassen und zu ihm gegangen war.

„Zuerst ging's ja ganz gut; dann aber suchte ihn die Polizei, und wir entflohen nach Belgien. Da ging es uns aber sehr schlecht, und ich mußte auf die Straße gehen — um zu verdienen —“

„Hat er Dich dazu gezwungen?“

„Na — er konnte doch nicht verhungern, nicht wahr?“

Die beiden Frauen blickten einander fest an, und Sarah fuhr in ihrer Geschichte fort. Sie erzählte, wie sie dann gänzlich ohne Mittel nach London zurückgekommen waren.

„Ich glaubte, er wollte wirklich ein ehrlicher Mensch werden,“ sagte sie, „aber er hat eben kein Glück gehabt, und das ist auch so schwer für einen Menschen, wenn er erst mal so gelebt hat, wie Bill. Er hält's bei keiner Arbeit aus, und was er jetzt vor hat, weiß ich gar nicht, aber sicherlich nichts Gutes. Gestern abend hatte ich solche Angst und konnte nicht schlafen, da blieb ich auf, bis er kam. Etwa um zwei Uhr kam er nach Hause. Dann fingen wir an, uns zu zanken, und da schleppte er mich runter und warf mich hinaus. Er sagte, er wolle mein häßliches Gesicht nie wiedersehen. Aber so schlecht bin ich doch gar nicht, das habe ich nicht verdient. Ich habe freilich 'n bißchen viel durchgemacht und sehe nicht mehr so aus wie früher, aber er war's doch, der mich dazu gezwungen hat! Na, nun ist es ja aber ganz gleichgültig; mit mir ist's doch zu Ende! Es ist mir ganz egal, was jetzt aus mir wird; nur zu Dir wollte ich noch kommen, um es Dir zu erzählen. Wir waren doch immer gut miteinander, wir beide!“

„Du mußt Dich aber nicht so gehen lassen, Sarah. Du mußt ein bißchen den Kopf oben behalten. Du bist jetzt tod-

müde; kein Wunder, wenn Du die ganze Nacht in der Straße umhergelaufen bist. Komm und frühstücke mal erst mit uns.“

„Ach ja, Esther, für eine Tasse Thee würde ich Dir sehr dankbar sein; Brantwein rühre ich nicht mehr an.“

„Komm hier herein in das Hinterstübchen; wenn Du erst gefrühstückt hast, wirst Du auch wieder mehr Mut haben! Wir wollen mal sehen, was wir für Dich thun können.“

„O, Esther, erzähle Deinem Mann nicht ein Wort von dem, was ich Dir gesagt habe; ich will kein Unglück über Bill bringen. Er würde mich auch sicherlich umbringen, wenn er's wüßte; o, versprich mir, daß Du ihm nichts sagen wirst. Ich hätte es auch Dir nicht erzählen sollen, aber ich war so müde, daß ich gar nicht mehr wußte, was ich sagte.“

Es gab sehr reichlich zu essen: gebadenen Fisch, Beefsteak, Thee und Kaffee.

„Zhr scheint ja sehr gut zu leben,“ sagte Sarah. „Es muß hübsch sein, wenn man sich einen eignen Diensthofen halten kann. Zhr verdient hier wohl viel Geld?“

„Ach ja, es geht ganz gut; nur Williams Gesundheit macht mich etwas besorgt.“

„Was fehlt ihm denn? Ist er krank?“

„Er ist in letzter Zeit gar nicht so recht wohl gewesen. Es strengt ihn sehr an, dieses Herumlafen von Rennplatz zu Rennplatz, wo er dann den ganzen Tag über im Schmutz und in der Kälte umherstehen muß. Letzten Winter hatte er sich einmal sehr erkältet und bekam 'ne Lungenentzündung, und ich glaube, er hat sich nie wieder ganz davon erholt.“

„Besucht er die Rennen nicht mehr?“

„Seit Anfang Winters ist er zu keinem gewesen. Es war einer dieser ekligen Steeple-chase-Rennen, was ihm den letzten Rest gab.“

„Trinkt er?“

„Er ist nie betrunken, aber ich glaube, er trinkt doch zu viel. Brantwein taugt für ihn nichts. Groß und kräftig wie er aussieht, hat er geglaubt, sich alles erlauben zu können; aber er hat seinen Irrtum nun eingesehen.“

„Besorgt er seine Wetten nun also in London?“

„Ja,“ sagte Esther zögernd. „Mitunter; aber ich möchte, daß er es aufgibt. Nur meint er, das Geschäft allein in dieser Gegend würde nicht genug abwerfen, wenn er gar nicht wettete.“

„Das ist aber eine sehr gefährliche Sache; man muß das ganz im Geheimen betreiben; und wenn irgend einer es verrät, habt Zhr sofort die Polizei auf dem Halse.“

Esther erwiderte hierauf nichts, und in diesem Augenblick trat William ein.

„Hallo! Wen haben wir denn da? Was, Sarah? Sagen Sie mal, wo haben Sie denn eigentlich die ganze Zeit über gesteckt?“

Er bemerkte, daß sie sehr heruntergekommen war und so elend aussah, als ob es ihr recht schlecht ginge.

Sie bemerkte, daß sein Gesicht viel schmäler war als früher, daß seine breite Brust sehr eingesunken war, und der Durchmesser zwischen Rücken und Brust erschien ihr merkwürdig klein. Und nun erzählten die beiden Frauen, bald zusammen, bald abwechselnd, ihm Sarahs Geschichte.

William hörte aufmerksam zu und sagte dann: „Ich wußte wohl, daß der Kerl ein Lump war; ich konnte es doch nie leiden, wenn er hier hereinkam.“

„Ich meine,“ sagte Esther, „Sarah könnte einige Zeit hier bei uns bleiben.“

„Aber der Kerl darf in mein Lokal nicht reinkommen.“

„Ach; er wird mir nicht nachkommen, er hat mir ja gesagt, daß er mein häßliches Gesicht nie wiedersehen will. Es ist ja auch so gut; mag er sich nur 'ne andre suchen, die das für ihn thut, was ich für ihn gethan habe.“

„Bis Du wieder eine Stelle findest,“ sagte Esther, „bleibst Du hier. Ich denke, das wird das Beste sein.“

„Aber wie ist's mit Zeugnis und Referenzen?“

„Du brauchst ja nicht viel über das letzte Jahr zu sagen. Wenn man Dich viel fragt, sagst Du, Du bist bei uns gewesen,“ sagte Esther.

„Aber jenen Lumpen dürfen Sie nie wiedersehen,“ sagte William. „Und wenn er mal in dies Lokal hier kommen sollte, dann kriegt er was von mir zu hören. Ich würde ihn mit

Was andern bedienen, als mit Worten, wenn ich noch meine Kräfte von früher hätte."

Er seufzte und hustete, und Esther blickte ihn besorgt an.

XXXVI.

Da Williams Lokal unten zu ebener Erde kein apartes Zimmer für besonders geehrte Kunden aufwies, hatte er im oberen Stockwerk einen Raum dafür eingerichtet, wo sie ungeniert rauchen und trinken konnten. Man hatte mehrere kleine Tische in das Zimmer gestellt nebst einer Reihe von Stühlen, und in der Mitte des Zimmers stand ein kleines Roulettespiel. Als William aufhörte, die Kennplätze zu besuchen, hatte er die Absicht, auch über den Schanztisch hinüber keine Wettgelder mehr anzunehmen, sondern seine ganzen Wettgeschäfte hier oben in diesem Zimmer zu betreiben. Er hielt das für sicherer. Aber die Zahl seiner Kunden nahm ständig zu, und es war nicht mehr Platz genug oben für alle; auch erregte dies die Aufmerksamkeit noch mehr, als wenn er das Geld am Schanztisch entgegennahm. Trotzdem war das Zimmer oben ein großer Erfolg, denn man gab viel leichter sein Geld aus, wenn man ein Zimmer hatte, in dem man ruhig mit seinen Freunden sitzen konnte, als wenn man da unten sitzen mußte in dem angefüllten Lokal, in dem man von allen Seiten gedrängt und gestochen wurde. So hatte denn das Zimmer oben gar bald den Anschein eines Klubzimmers bekommen, und viele, viele aus der Nachbarschaft kamen dorthin, um die Zeitungen zu lesen, die neuesten Sportnachrichten zu hören und darüber zu diskutieren. Und von ganz besonderem Nutzen war das Zimmer für Journeyman und einen seiner Genossen Namens Stad geworden. Beide hatten keine Stellen mehr; sie waren nunmehr professionelle Wetteer geworden; von morgens bis abends liefen sie aus einem Wirtshaus ins andre; vom Tabakverkäufer zum Barbier, auf der Suche nach Tips und nach Nachrichten bezüglich der Gesundheit und der absolvierten Proben bald dieses, bald jenes Pferdes. Aber der Mittelpunkt ihrer Unternehmungen war und blieb das Privatzimmer im „Kings Head“. Journeyman war dahingekommen, die öffentliche Meinung gründlich zu studieren; er besaß ein ganz fabelhaftes Gedächtnis, und auch das kleinste Detail seiner Nachforschungen blieb ihm stets wie eingegraben sitzen. Während der Mittagsstunden war das Lokal zum „Kings Head“ stets gedrängt voll. — Auch Barbierer mit ihren Gehilfen, Droschkentuischer, Coullissenchieber — wenn drüben im Theater gerade eine Matinee war, — stellenlose Diener und solche Diener, die sich unter irgend einem Vorwande auf eine Stunde von Hause fortgeschlichen hatten, kleine Kaufleute, die ihre Läden in der Umgegend hatten, kurz, alle die vielen, die nicht befriedigt sind von dem mäßigen Lohn, den ihre unausgesetzte tägliche Arbeit ihnen einbringt, versammelten sich dort.

Wenn William auf die Uhr sah, und sie zeigte auf elf, so wußte er schon, daß in einer weiteren Stunde sowohl das Lokal unten, wie das Zimmer oben gestopft voll sein würden. Jetzt war es eben elf Uhr, aber noch war das Zimmer leer, und Journeyman hatte diese Stunde benutzt, um ein bißchen an seinem Handicap zu arbeiten.

Jede Einzelheit sämtlicher Rennen der letzten drei Jahre saß in seinem Kopfe fest; er konnte sich auf jedes und alles bestimmen und brauchte nie, oder doch nur sehr selten in dem Wandkalender nachzuschlagen.

Wanderer hatte Bria mit zehn Pfund geschlagen; Snow-Queen hatte Shoemaker mit vier Pfund geschlagen; und Shoemaker hatte Wanderer mit sieben Pfund geschlagen. Nun wurde freilich das Problem ein wenig komplizierter durch den Verdacht, daß Bria im Stande war, eine gewisse Strecke schneller zurückzulegen als ein Snow-Queen. Infolgedessen war nun Journeyman ein wenig unentschlossen. Schon seit einer halben Stunde strich er seinen kurzen, braunen Schnurrbart beständig mit seiner mageren, haarigen Hand und kaute an der Spitze seines Federhalters. In diesem Augenblick des fruchtlosen Nachdenkens trat Stad ein.

„Aha!“ sagte er, „Du bist noch immer an Deinem Handicap beschäftigt? Na, wie geht's damit?“

„Ach, recht gut,“ sagte Journeyman.

„Aber es wird doch keiner meiner besten werden; es giebt da ein paar recht harte Nüsse zu knacken.“

„Welche sind das?“ fragte Stad.

Journeymans Gesicht erhellte sich ein wenig, und er begann sofort, die ihm fragliche Sache Stad vorzulegen. Stad hörte ihm aufmerksam zu, und dadurch ermutigt, ließ Journeyman sich auf mehr und mehr Einzelheiten bezüglich der Gewichte und sow eiter ein.

„Wer das alles so mit anhörte,“ sagte Stad, „würde in gar keinem Zweifel mehr sein, welches Pferd er wählen sollte; wenn dies der wirkliche Handicap wäre, so würde ich mit der gesamten Wettgesellschaft wetten, daß fünfzehn von diesen zwanzig einschlagen müßten. Und das ist bei weitem mehr, als man von Courtneys Handicap sagen kann. Na, wir werden sehen; morgen werden die Gewichte veröffentlicht. Wollen wir eins trinken? Dabei könnten wir dann Dein Handicap noch einmal gründlich prüfen. Du hast doch wohl nichts zu thun während der nächsten halben Stunde?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Hühnchen à la Tirelire.

Von F. van Delft.

(Schluß.)

„Morgen, strammer Kerl seid Ihr noch, Jodokus,“ meinte Emil, „stößt mit Eurem Kopf an die Buchenfronen.“

Der Bauer sah den Grünrod entgeistert an, sein Schädel war leer wie eine Scheune im Frühjahr.

„Jawohl, das kommt, weil ich den Hexenschuß habe!“

„Ich denke, dann soll man sich doch meistens krumm halten,“ sagte der Grüne und lachte.

Darauf antwortete der Bauer gar nicht, sondern schlug unversehens auf das Pferdchen ein, das auf diese plötzliche Züchtigung einen Galopp anfang, daß die Reissigbündel, Körbe und Beden auf dem Wagen zu hüpfen begannen. Jodokus zottelte leuchtend hinterher und brüdete das Reissig im Laufen wieder zurecht. Nagolski blieb stehen, rief etwas und sah kopfschüttelnd der seltsamen Fahrt nach.

Damit lichtete sich der Grenzwald, und man nähte sich dem Grenzhaus. Die Beamten kamen heraus und zogen den schwarzweißen Sperberbaum in die Höhe.

Jodokus bezahlte die Kleinigkeit für die Beden und den Inhalt der Körbe, dabei trippelte er herum, wie ein Wassertropfen auf einer heißen Herdplatte.

Gannes Weisenbach, der Zollhalter, der den Boten seit Jahren kannte, wunderte sich über diese Beweglichkeit des sonst so stumpfen Bauern, und, während noch einige Wächter hinzutraten, fragte er mehr aus Scherz: „Na, hast Du sonst nichts, siehst aus, als ob Du ein schlechtes Gewissen hättest.“

Da fuhr Jodokus zusammen, er fühlte das Messer an der Kehle, riß seinen Rock auf und sagte hastig: „Da, seht doch nach, Weisenbach, ob ich was habe.“

Weisenbach gab sich ernststen Anschein und betastete den Bauer von oben bis unten, während die Wächter lachend drum herum standen; endlich sagte er: „Nein, Du hast nichts, kannst weiter machen.“

Kaum war das geschehen, erhob sich unter dem Reissig eine Stimme, die sprach: „Ich habe auch nichts, Herr Weisenbach, ich kann wohl auch weiter reisen.“

Die Wächter fuhren herum und auf den Wagen zu, als gelte es ein Kaninchen mit den Händen zu fangen.

Jodokus starrte sein Gefährt an, es war ihm, als ob er auf weichem Reissig stehe und versinke.

Damit haspelte sich Bellermann grinsend aus dem Kleinholz los und stand vor dem Beamten.

„Nanu, Bellermann?“ sagte Weisenbach.

Die Wächter sahen auf ihren Vorgesetzten und wußten nicht recht, was zu thun sei.

Bellermann, Bellermanns Sohn, grinste noch mehr und meinte, es sei heute früh so kühl gewesen, deshalb habe er sich unter Reissig gelegt wie ein Rosenstod im Winter; er sah sich, als er bei den Beamten bedenklliche Gesichter bemerkte, flink um, ob kein weibliches Wesen in der Nähe sei und hatte sich in kürzester Zeit soweit entkleidet, daß ein geheimer Schmuggel kaum mehr möglich war. Die Beamten sahen den Kleiderhaufen wachsen und den Mann immer nackter werden.

Weisenbach erinnerte sich, daß der vierte Kirkestag zu Meerheim im Gange sei und lachte Thränen über den Jodokus, der wie eine hölzerne Vogelscheuche da stand, über die ein Apriltag mit Regen und Sonnenschein hingehit.

Bellermann zog sich wieder an, erklärte, daß es sich um eine Wette handle, lud die Beamten für den Abend nach Meerheim ein, und die beiden waren mit ihrem Wagen entlassen.

Jodokus fing, sobald es anging, wie ein Rohrspaz an zu schimpfen, weshalb er so betrogen worden sei, Bellermann habe doch gar keine Seide bei sich gehabt und ähnliches.

Bellermann sprang zum Wagen, nestelte unter dem Reissig, steckte irgend etwas wieder unter seine Weste, rief schnell: „Unsinn, ich hatte das Stück doch im Reissig liegen, die Kerls hatten ja meine Stiefelsohlen zwischen den Nadeln gesehen, also bis Mittag, ich zahle,“ und rampte voraus zu der schwarzen Emma.

Jodokus wußte sich das Treiben des betrogenen Jungen nicht zu erklären. Wenn die fünf Mark nicht gewesen wären, hätte er alles für einen Kirkestag abernad gehalten, so aber ging das nicht an. Fünf Mark bezahlt niemand für eine Fahrt unter

Reißigbündeln für nichts und wieder nichts. Nun, er wollte erst mal warten, wie sich die Sache mit dem versprochenen Mittagessen gestalten würde.

Er bog in die Dudemonder Dorfstraße ein und besorgte seine Briefe, Körbe und Beiden an die richtigen Empfänger, wobei ihm allerdings auffiel, daß die ganze Gesellschaft den Handel mit den Zollbeamten schon zu wissen schien, denn es wurden ihm verkäufliche Fragen gestellt. J. B.: ob er immer jemand unterm Reißig zu liegen habe, ob man auch einmal so mitfahren dürfe, ob er sich auch kein geschmuggeltes Seidenstück um den Leib gewickelt habe und andre Anzüglichkeiten.

Er dachte: redet ihr, und wollte erst das Mittagessen abwarten; denn nun regten sich seine schlemmerhaften Gelüste wieder; gebratene Gänse und Rebhuhnpasteten, Enten und Gänse, Apfelsüßen und Spritzgebäd, auch noch manch andre Lederei hielten in seinem Schädel einen wilden Tanz ab. Dazu goß eine gütige Hand von oben das beste Getränk darüber aus, Rübdesheimer, Affenthaler und Eiercognac, alles was man sich wünschen konnte. Er setzte sich also, nachdem er zuletzt dem schmunzelnden Wirt das Reißig abgeliefert hatte, in die Gaststube und wartete.

Es dauerte kaum ein Viertelstunde, da kam eine große Gesellschaft Meerheimer an, der Vellermann mit der Emma und wohl noch zehn andre. Er traute seinen Ohren nicht, als das lachende Volk ihn einlud, ins Herrenstübchen zu kommen. Er folgte, wurde an den Ehrenplatz gesetzt und durfte sich ausuchen, was er wollte. Der dicke Marchand mit dem Sammetkäppchen auf der Glage brachte selbst die Speisefarte. Jodokus wählte also Gänsebraten und die teuerste Flasche Rheinwein. Die andren ließen sich auch dies und das kommen, und bald war die Unterhaltung im Gange. Vellermann erzählte die ganze Geschichte noch einmal, Emma dankte für die Seide, und Jodokus trank, so schnell er konnte, seine Flasche Rheinwein aus.

Vellermann bestellte für ihn eine zweite. Nun solle er sich auch ein andres Gericht aussuchen auf der Speisefarte, die ihm wieder hingelegt wurde. Da er Gänsebraten schon gegessen und das andre meist billiges Zeug war, wählte er Hühnchen à la Tiroire, das kostete vier Franken und stand feillich mit großen Buchstaben die Karte heruntergeschrieben.

„Es dauert eine halbe Stunde,“ schmunzelte der Wirt. „Schadet nichts“, rief die Gesellschaft, von der sich Vellermann und die Emma still abschieden und hinausgingen. Endlich kam die Schüssel an. Marchand trug sie, Vellermann und seine Braut gingen rechts und links. Auf der weißen Steingutschale lag ein riesenhafter, gebratener Hühnerleib, der stretchte Weine und Flügel kläglich nach ihren vier Himmelsrichtungen.

Jodokus, dem der ungewohnte Rheinwein im Kopf fieberte, schrie mit den andren Bravo, ließ sich Messer und Gabel in die Hände spielen und wollte sich eins der statiosen Weine abschäbeln. Aber die Leute fielen ihm in den Arm und erklärten, beim Hühnchen à la Tiroire sei die Gällung das beste, er müsse erst den Brustkorb durchstoßen.

Jodokus, der für sein Leben gern etwas Gutes aß, wenn es nichts kostete, ließ sich das nicht zweimal sagen und bearbeitete von oben herunter den schweren Knochen mit Gewalt, bis er auseinanderriß. Damit knirschte das Messer wie auf Stein, die Höhle öffnete sich und darin lagen, mit einem roten Bande sauber zusammengebunden, drei, vier Bruchstücke seiner Sparbüchse, denn auf der obersten Scherbe war deutlich der vierte Dezember, von Barbaras fester Hand geschrieben, zu lesen. Ein wieherndes Gelächter erhob sich, als Jodokus einen Augenblick lang die Scherben sprachlos betrachtete. Da kam Lebest in den alten Bauern, seine Augenbrauen zusammenschneifen, die Schüssel aufnehmen und auf den Tisch schmeißen, daß die Gläser und Flaschen huppelten, war eins, dann stürzte Jodokus hinaus zu seinem Wagen.

Die Emma hinter ihm her, während die jungen Männer in der Thür stehen blieben. Wie ein Schneiseckelchen lam das schöne Mädchen herangelaufen zu dem Witenden, der nicht auffah. Sie zählte ihm hurtig Groschen und Zweigroschen auf den Kutscherfist: „So, hier ist Euer Geld aus der Sparbüchse, Herr Jodokus, läßt Euch der Vellermann sagen, was fehlte, dafür hätte ich Ihr einen Mann unterm Reißig fahren lassen und Euch mal satt gegessen und getrunken, guten Morgen auch, Jodokus.“ Damit lief sie weg.

Jodokus strich das Geld ein, setzte sich auf den Bod, trieb sein Pferd an und jagte nach Hause. Er sah weder gerade noch krumm und hatte auch keinen Hengenschuß mehr. Daheim erwartete ihn die Barbara.

Sie hatte auch etwas zu erzählen. Als er am Morgen gerade fortgewesen, waren die Burschen aus dem Dorf mit umgekehrten Röden, geöffneten Regenschirmen und mit Heugabeln, von einer großen Kindergefolgenschaft begleitet, vors Haus gekommen, hatten das Schwein aus dem Stalle geholt und waren damit unter Brüllen und Schreien im Hofe herumgejagt. Als sie selbst herauslam, hatten sie vom Schweine abgelassen und die Scheltende in einen Kreis eingeschlossen und waren wohl zehn Minuten lang unter anhaltendem Jubel der Kinder um sie herumgetanzt und hatten sich so fest bei den Händen gehalten, daß sie sich in ihre Gefangenschaft ergeben mußte. Als die böse Gesellschaft dann fort war, fehlte hinter dem Ofen die Sparbüchse, und statt dessen stand ein halbfauler, gelber Wasserkürbis da, so groß wie ein Butterfaß.

Da sahen sich die beiden Eheleute an.

Als nun Jodokus seinerseits anfang zu erzählen und an das Mittagessen kam und ohne Willen begann von Gänsebraten und Rheinwein zu schwärmen, da hatte er plötzlich eine ordentliche Ohrspeige sitzen, die stammte von der Hand seiner Ehefrau, das fühlte er am Brennen.

So begann ein wechselreiches Gesecht, das erst endete, als Jodokus, hinterm Ofen in die Enge getrieben, mit dem Rest des Geldes herausrückte. Da ließ Frau Barbara von ihm ab und zählte die Groschen.

Die Meerheimer aber hatten einmal wieder ihren gelungenen Kirnmeschabernack ausgedreht, und seit dieser Zeit heißt Jodokus das Hühnchen à la Tiroire. Er nimmt nie mehr einen Liebesbrief mit nach Dudemonde, geschweige denn einen Mann, der Seide schmuggeln will. —

Kleines feuilleton.

k. Ausgrabungen im Reiche der Inkas. Die Nachrichten von der Wiederauffindung des Schazes der Inkas haben das Interesse wieder auf die merkwürdige Kultur im Reiche der Inkas gelenkt, die die Spanier bei ihrer Landung in Südamerika vorfanden und vollständig zerstörten. Der Vandalismus der spanischen Soldaten und der Fanatismus der Missionare ging so weit, daß nichts mehr von jener alten Kultur übrig blieb, alle Spuren der früheren und der verhältnismäßig vorgeschrittenen Civilisation sich verwischten. Seit einiger Zeit ist man nun bemüht, über diese zerstörte Kultur mehr Licht zu gewinnen. In den letzten Jahren haben der Archäologe Wandelier und seine Frau, mit Unterstützung des amerikanischen Museums für Naturgeschichte, interessante Forschungen an der Westküste Perus und auf dem Hochplateau Bolivias unternommen, deren Ergebnisse in dem letzten Heft der „Revue“ veröffentlicht werden. Eine große Rolle spielte bei den Inkas der Totenkultus. Hierüber haben die Nachgrabungen auf den Friedhöfen Perus Aufschluß gegeben. Um die Toten vor allen Angriffen der Elemente zu bewahren, trafen die Inkas die größten Vorsichtsmaßregeln. Für ihre Totenstädte wählten sie sehr trockne Orte, und da sie jedes Fleckchen bestellbaren Bodens dem Ackerbau nutzbar machten, wurden die Toten immer in der Wüste oder am Abhang eines steilen Felsens beerdigt. Die Gräber sind besonders sorgfältig von dem Ehepaar Wandelier durchforscht worden. Man sieht sie gewöhnlich in Gruppen geordnet. Sie enthalten manchmal nur eine einzige Leiche, manchmal drei und mehr in runden oder viereckigen Gruben, deren Tiefe 80 Centimeter bis zu 4 Meter beträgt. Sie sind mit gestochtenem Schilfrohr bedeckt, um den durchdringenden Sand aufzuhalten. An den neben den Toten liegenden Gegenständen und den Bändchen, die die Mumie einfüllen, erkennt man den Rang der Bestatteten. Mehrere dieser Gegenstände werfen ein Licht auf die ursprünglichen, peruanischen Industrien. Die Kunst, Stoffe zu weben und sie mit Stickereien zu verzieren, war bei den Inkas sehr ausgebildet. Die meisten Mumien haben das übliche Kleidungsstück, den Poncho, den man ihnen für die lange Reise ins Jenseits mitgab. Außerdem vorjagte man sie mit einem Säckchen, das Kofa und andre Nahrungsmittel enthielt. Gewöhnlich befinden sich die Leichen in hodender Stellung, die die alten Peruaner beim Ausruhen einnahmen, und die ewige Ruhe sollte der Ruhe bei Lebzeiten ähnlich sein. Neben dem Toten befinden sich im Grabe Gegenstände, die gleichsam Zeugen seines Daseins vor dem Tode sind. Selbst die Armen waren dieser Erinnerung nicht beraubt. Man fand viele Kinder ausgestreckt in einer kleinen Wiege mit dem letzten Spielzeug in der Hand. In den Gräbern der Frauen sieht man Arbeitskörbe aus Winsengeflecht, die Wolle, Nähzeug, Nämme und andre Toilettenartikel enthalten. Unter andern wurde ein vollständiger Webstuhl entdeckt. In vielen Fällen enthält der Arbeitskorb reich verzierte Spindeln aus Holz, mit verschiedenen Farben bemalt oder mit Schnitzereien und Holzbrandmalereien. Einige Stoffe haben ihre glänzende Frische behalten. Auch die ausgegrabenen Tapissereien sind prächtige Exemplare. Einige können es in den Figuren, Vögeln, Tieren oder geometrischen Mustern mit berühmten Teppichen oder Gobelins aufnehmen. Die Teppiche sind meistens aus Alpaka- oder Wigognewolle. Besonders eigentümlich ist bei diesen Mumien der hinzugefügte falsche Kopf, den man im Innern mit Seefräutern und Wäutern ausgestopft hat. Augen, Mund und Lippen waren durch einen weißen Faden bezeichnet; die hölzerne Nase war oft weiß gefärbt. Oft stellte man diese wichtigsten Teile des Gesichts auch durch kleine Kupfer- oder Goldfragmente dar, die geschickt ausgeschnitten waren. In andern Fällen gab man der Mumie eine Maske aus einem einzigen Stück, ganz aus Silber. Eine Lage roter, blauer oder gelber Farbe stellt die Hautfarbe dar, und die Haare sind braun bemalte lange Fasern. Diese falschen Köpfe sind mit Bändchen am Körper befestigt. Zweifellos liegt dieser seltsamen Sitte der Gedanke zu Grunde, daß dem Toten dadurch die Physiognomie bewahrt werden sollte, die er vor der Beerdigung hatte, und die auf diese Weise wenigstens bildlich dem zerstörenden Werk der Zeit entging. Den Gold- und Silberreichtum erkennt man an einer Sammlung mehrerer Hundert Gegenstände aus diesen Metallen, die das Ehepaar Wandelier mitgebracht hat. Darunter befinden sich Votivstatuetten, religiöse Zierate, Schmucksachen, Halsketten aus Goldkugeln mit einem Durchmesser von 1/2—1 Centimeter; große silberne Pokale von 30 Centimeter Höhe und kleinere goldene, mit Bildnissen geschmückt; Armbänder aus

massivem Gold und Silber, symbolische Votivfiguren aus massivem Silber, goldene und silberne Kamas, die in den Gräbern niedergelegt wurden, statt das Tier selbst zu opfern. —

— **Etwas von Kaliberbezeichnungen.** Heutzutage wird das Kaliber eines Geschüßes, Gewehres oder einer sonstigen Schußwaffe nach dem Seelendurchmesser des Rohres in Centimetern oder in Rollen bestimmt, wobei bei gezogenen Rohren die Entfernung der Felder der Rüge beim Geschosseintritt in den Lauf maßgebend ist. Wenn man also heute von 10- oder 15-Centimeter-Geschüßen spricht, so sind damit Geschüße gemeint, deren Seelendurchmesser am hinteren Ende soviel Centimeter mißt. Viel weniger klar waren dagegen die Kaliberbezeichnungen, die noch während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 bei uns üblich waren. Es gab damals noch leichte reitende vierpfündige Batterien, schwere sechspfündige Feldbatterien und bei der Belagerungs- oder Festungsartillerie selbst 24-Pfünder, und dabei wog die Granate der Vierpfünder beiläufig 11 Pfund, die der Sechspfünder sogar gegen 18 Pfund usw. Die Bezeichnung „Pfünder“ stammt, wie bekannt, noch aus der Anfangszeit der Feuerwaffen, der Kanonen. Lange Zeit hindurch waren sämtliche Feuerwaffen Vorderlader mit glatten Läufen, aus denen Kugeln geschossen wurden, und zwar meist aus Basalt. Man kam daher darauf, das Kaliber der Geschüße nach dem Gewicht einer runden Steinugel zu bestimmen, die in das glatte Rohr der Kanone gut hineinpaßte und sich hinunterstoßen ließ. Diese von den „Steinmeistern“ des 16. Jahrhunderts eingeführten Bezeichnungen sind auch späterhin, als schon längst eiserne Kugeln usw. verfeuert wurden, mit großer Beharrlichkeit beibehalten worden und haben bis nach 1870 bestanden, als die Kaliberbezeichnung für Handfeuerwaffen — zunächst für militärische — nach Millimetern in Aufnahme kam.

Während aber die alten Kaliberbezeichnungen für Geschüße, Militärgewehre und Kleinkalibrige Büchsen so gut wie ganz verschwunden sind, bestehen sie bei glatten Jagdflinten noch heute zu Recht; vielfach auch noch für gezogene Büchsenrohre, aus denen noch die alten Weichbleigeschosse größeren Kalibers geschossen werden. Auffallend ist dabei, daß die verschiedenen Kaliber durch Zahlen bezeichnet werden, und zwar derart, daß die höhere Zahl stets das kleinere Kaliber angiebt. Danach hat ein Flintenlauf Kal. 10 einen weit größeren Rohrdurchmesser als ein solcher von Kal. 12, 14 oder 16, und Kal. 20 ist das kleinste der gebräuchlichen fünf Rohrweiten für glatte Läufe, während das noch kleinere Kaliber 24 meist für die gezogenen Kugelläufe der Büchsenflinten verwandt wird. Eine Erklärung dieser Kaliberbezeichnung für Flinten werden wohl nur sehr wenige Weidmänner und auch nur ganz vereinzelt Büchsenmacher geben können. Ganz zufällig habe ich — so schreibt ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ — in dem Bruchstück eines aralten deutschen Werkes über die Büchsenmacherkunst und bald darauf in einem ähnlichen englischen Werk aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts Andeutungen, denn bestimmte Aufzeichnungen sind meines Wissens darüber nicht vorhanden, über diesen Punkt entdeckt, so daß ich glaube, die richtige Erklärung gefunden zu haben. Meiner Ansicht nach besteht nämlich kein Widerspruch oder doch nur ein scheinbarer zwischen den alten Bezeichnungen der Kaliber der Geschüße und denjenigen der Handfeuerwaffen, denn beide scheinen offenbar nach dem Gewicht bestimmt zu werden. Der einzige Unterschied ist nur der, daß für das glattrohrige Geschüß das Gewicht der einzelnen steinernen Kugeln, für die ebenfalls glattläufige Handfeuerwaffe aber dasjenige einer Kugeln aus Weichblei maßgebend war, und zwar derart, daß das Kaliber nach der Zahl der Kugeln bezeichnet wird, welche aus einem Pfund Weichblei gegossen werden können. Auf diese Weise löst sich der scheinbare Gegensatz ganz einfach; denn je enger der Lauf, desto kleiner die Kugeln, und je mehr von ihnen auf das Pfund gehen, desto höher die Bestimmungszahl des Kalibers. Also 10 Kugeln auf das Pfund Weichblei — das gab dem glatten Geschüßlauf die Bezeichnung Kal. 10 usw., und im allgemeinen stimmt diese Kugelzahl mit der Kalibernummer auch heute noch annähernd. —

Volkstunde.

c. Der „Maitanz“. Die Maiträude, die früher in England in so reicher Fülle existierten, sterben allmählich aus. Nur noch in wenigen abgelegenen Gegenden besteht die Sitte, eine „Maitönigin“ zu wählen. So z. B. wird in dem alten Scilly heute noch die „Maitönigin“ mit Frühlingsblumen, die auf den sonnigen Inseln an der Mündung des Kanals in Mengen wachsen, geschmückt. Eine andre Sitte, die sich bis heute noch erhalten hat, ist ein „Maitanz“, der sogenannte „Helston Furch-Tanz“. Feiertagsstimmung und Aufregung herrscht am 8. Mai überall in Helston. Früher wurde der Feiertag sogar so streng innegehalten, daß jeder, der bei der Arbeit gefunden wurde, zur Strafe über den Pengella, einen Fluß, der in den Loo Pool mündet, springen mußte. Da es fast unmöglich war, diese Heldenthat auszuführen, wurde derjenige natürlich, der so wenig Sinn für den Feiertag hatte, gewöhnlich ganz durchnäht. Morgens um 8 Uhr zieht eine Gesellschaft von etwa 20 bis 30 Männern und Knaben, das „Hal-an-Town“ singend, in Helston ein. Ihre Hüte sind mit Blumen geschmückt, und jeder trägt frische grüne Zweige. Ein Knabe, der den Furch-Dance auf einer Trommel schlägt, geht dem Zug voran. Um 1 Uhr versammeln sich die Damen und Herren in der Stadt und Ortschaft im Rathsaal und tanzen nach der Musik der Kapelle, die die althergebrachte Weise spielt. Die

Paare tanzen durch die Häuser hindurch im Pitzad durch die ganze Stadt, bis sie auf einem Rasen am Ende der Coinage-Hall-Straße Halt machen. Früher wurde die Auslassung eines Hauses als Nichtachtung betrachtet, heute bei der Größe der Stadt ist es freilich unmöglich, durch jedes einzelne Haus zu tanzen. Mit Lust und Eifer wird dann der Tanz im Freien fortgesetzt. —

Medizinisches.

ie. Eine Berufskrankheit der Glasbläser. Dr. Emil aus Tepsitz hat in der „Wiener Klinischen Wochenschrift“ auf eine bisher kaum beachtete Berufskrankheit der Glasbläser aufmerksam gemacht, die sich aber nur bei den Tafelglas- und Flaschenbläsern findet, bei diesen freilich ganz regelmäßig, während sie bei den mit der Herstellung von Lurusgläsern beschäftigten Arbeitern fehlt. Das Leiden besteht in auffälligen, schwielenartigen Verdickungen der Handflächen, in denen schwarze, punktförmige Stellen sichtbar sind. Die Mißbildung ist an der linken Hand immer stärker als an der rechten. Ihre Entstehung hängt selbstverständlich mit der Besonderheit des Betriebes zusammen. Der Tafelglasmacher bläst mit einigen Gehilfen eine metallene Pfeife von 9—10 Kilogramm, die er mit der linken Hand hält und mit der rechten dreht. Da die Pfeife keine Holzverkleidung besitzt, so muß ihre Hitze stark auf die Hand wirken, was auch durch häufige Spülung mit Wasser nicht verhindert werden kann. Dennoch kann der Einfluß der Hitze die Schwielenbildung auf der Haut nicht erklären, denn sonst müßte der Lurusarbeiter bei derselben Verrichtung auch die nämlichen Folgen verspüren. Der eigentliche Anlaß findet sich vielmehr in der Benutzung der sogenannten „Stochschmire“, mit der sich die Tafelglas- und Flaschenbläser die Hand einreibt. Diese Masse besteht aus Holzohle, Pech und Kolophonium oder aus Kolophonium allein, und daß dieser Stoff die Haut angreift, ist namentlich bei gleichzeitiger Einwirkung der Hitze durchaus begreiflich. Wendet der Glasbläser seinen Beruf, so verschwinden die Hautschwielen allmählich. —

Humoristisches.

— Unpassend. „Denken Sie sich, die junge Frau Doktor hat Drillingen das Leben geschenkt.“

„Was Sie sagen? Und die Dame hat doch sonst eine ganz gute Erziehung genossen.“ —

— Mißverständnis. Prediger: „Ja, Frau Arndt, es war ein harter Schlag für Sie, daß Sie Ihren Mann verlieren mußten, aber Sie sollten sich nicht so dem Schmerz hingeben, Sie wissen doch am besten, wo Sie sich Trost holen können.“

Witwe: Ja, Herr Pfarrer, das ist ja sehr schön und gut... aber eine Witwe mit vier Kindern zu heiraten, dazu entschließt sich doch ein Mann nicht so leicht.“ —

— Der Verantwortliche. Vater (der seinen Sohn überrascht, wie er schreibt: „Mein Vater ist ein Esel.“): Was schreibst Du denn da, Du Lausbub?“

Sohn: „Ja, weißt Du, der Lehrer war mit der Hausarbeit, bei der Du mir geholfen hast, sehr unzufrieden, und hat mir als Strafe aufgegeben, 100 mal zu schreiben: „Ich bin ein Esel.“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Albert Steirich vom Schiller-Theater ist mit Beginn der neuen Saison an das Kleine und Neue Theater engagiert worden. —

— Hauptmanns „Weber“ erzielten bei ihrer ersten Aufführung im Wiener Karl-Theater, durch das Ensemble des Berliner Deutschen Theaters, einen starken Erfolg. —

— Joseph Werkmanns Drama „Liebesünden“ wurde im Münchener Gärtnerplatz-Theater beifällig aufgenommen. —

— Max Liebermann ist aus dem Verein Berliner Künstler ausgetreten. —

— Mit Rücksicht darauf, daß dem Maulwurf durch die neuerdings aufgetauchte Mode, Maulwurfs-Pelzwerk zu tragen, eine erhebliche Gefahr entstanden ist, hat das kaiserliche Gesundheitsamt ein von Dr. Börig bearbeitetes Flugblatt „Der Maulwurf“ herausgegeben. Darin werden Lebensweise, Nahrung, Nutzen und Schaden dieses unterirdischen Wühlers erörtert. Zum Schluß wird ausführlich auf diejenigen Mittel eingegangen, die uns zur Verfügung stehen, um den Maulwurf dort, wo er schädlich werden kann, zu vertreiben. —

— Unikum oder Mirakel. Auf der Großen Berliner Gartenbau-Ausstellung hat ein Gärtnerbesitzer nicht weniger als neun Preise erhalten: Den Ehrenpreis des Kaisers, den Ehrenpreis des Staatsministers Dr. Studt, vier von den sechs Ehrenpreisen der Stadt Berlin, den Ehrenpreis der Stadt Charlottenburg, einen Preis für Tafeldekorationen, die bronzene Staatsmedaille. Macht zusammen: Eine goldene und eine bronzene Medaille und an barem Gelde 2000 Mark. —